

(Nachdruck verboten.)

## Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

### 2. Das Kunkellehen.

Das gnädige Fräulein von Schönbach hatte Besuch. Ihre jüngere Schwester war ganz unvermutet vorgefahren, gerade als man im Schloß die Köffel in die Suppe tauchte. Ihre Gnaden konnten sich diese Einfälle gestatten. Sie waren Präbendarin des hochadeligen Stiftes auf dem Gradschin und bezogen als solche eine Summe, die in der Provinz kaum aufzubringen war. Die paar Wochen, die man jedes Jahr in Prag zubringen mußte, um den Bedingungen des Stiftsbriefes zu genügen, zählten nicht. Die übrige Zeit saß die Gräfin Niette in Nikolsburg, hielt sich Wagen und Pferde und Diener, und lief auch nicht immer mit dem großen Kreuz der Stiftsdamen herum. So lebte man friedlich dahin und geriet weder in Schulden noch in einen Klatsch. Ja, wenn man es nur recht anzustellen wußte, konnte man es sogar dahin bringen, daß einen „die guten Nikolsburger“ für eine halbe Heilige hielten. Ihre Gnaden hatten es so weit gebracht.

Gräfin Niette zählte sechsundzwanzig Jahre, war blond und in allem das Gegenstück ihrer Schwester, der nach ihrer Meinung noch immer die Haltung fehlte, so herrisch und eigenwillig sich Gräfin Lolette auch zeitweise gebärden konnte.

„Sie ist bloß dem Rechte nach die Erbin,“ dachte Gräfin Niette, so oft sie einen Blick in die verfahrenere Wirtschaft des Kunkellehens tat. „Den Dualitäten nach wär's ich!“ Und diese geheime Wertung ihrer eigenen Vorzüge hatte ihr im Laufe der Jahre über vieles hinweggeholfen, sogar über den Neid. Es war dies eine Genugtuung, die zugleich eine gewisse Herablassung gestattete, und Gräfin Niette hatte es merkwürdig rasch gelernt, auch der Schwester gegenüber herablassend zu sein. Wenn man das Kreuz des Gradschin trug, die Vertraute der „Erzherzogin Aebtissin“ war und in Nikolsburg den Ruf einer Heiligen genoß, durfte man sich schon einiges gestatten. Und endlich — dieses ganze Kunkellehen! Wie lange würde es Lolette noch vor der Gant bewahren können? Eines Tages mußte sie froh sein, wenn die Stiftsdame ihren ehrwürdigen Mantel über joviel Leichtsinns und üble Nachrede schlug. Darum fuhr Gräfin Niette stets als Stiftsdame vor, wenn sie kam: mit dem großen Kreuz, den weißen Handschuhen und dem lang nachschleppenden, schwarzen Seidenkleid. Für die Schönbacher aber war's nie ein guter Tag, wenn sie eintraf. Gräfin Lolette war immer so gereizt nachher. Selbst der Verwalter bekam das zu fühlen.

Heute war Gräfin Niette geradezu mit der Absicht erschienen, die Suppe zu verstärken. Sie hatte durch eine Beschleherin erfahren, daß es seit einiger Zeit „zwischen Ihrer Gnaden und dem Verwalter“ nicht mehr stehe wie früher. Und Niettes Tugend machte sich mit allen Segeln auf, die ohnedies schon brüchige „Liaison“ so sanft als möglich zu lösen. Bei Lolettes Temperament wußte man ja nie, was zuletzt geschehen konnte. So blieb wenigstens das Deforum gewahrt.

Die Beschleherin war eigens nach Nikolsburg gefahren, um das „Ihrer Ehrwürden“ mitzuteilen. Aus Haß gegen den Verwalter, der es durchgesehen, daß die alte Dienerin Knall und Fall davongejagt wurde. Denn „die Hasenhiindlin“ lebte noch von Zeiten der „Gräfin Mutter“ her auf dem Schloß und hatte nie über sich gebracht, den dahergelaufenen Günstling als „Herrn“ zu estimieren (schätzen). Dies war ein Grund. Noch schlimmer für die Hasenhiindlin aber war, daß sie dem beutelustigen Favoriten (Günstling) zu scharf auf die Finger sah. Das mußte ihr endlich den Hals brechen, wie es nun einmal zugeht bei ihrer „jungen Herrschaft“.

Natürlich war Niette so klug, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Die Sache mußte sich selbst machen. Auch konnte man ihrer Ansicht nach nie genug Takt haben. Ihre Hand fiel nie schwerer auf eine Sache, als mit der Gebärde eines leichten Fächerchläges. Dann klappte man den wirt-

lichen Fächer auf und markierte dahinter ein Gähnen, einen Seufzer oder sonst eine diskrete Pause, die den Angegriffenen Zeit ließ, sich zu einer vornehmen „Replik“ (Gegenrede) zu sammeln. Auch das hatte Gräfin Niette erst auf dem Gradschin gelernt.

Als die Stiftsdame diesmal aus ihrer „Voiture“ (Wagen) glitt, wußte sie im vornhinein, mit welchem „Mot“ (Wort) sie zu beginnen habe. Das war sonst weniger leicht gewesen. Denn so oft sie auch um diese Stunde erschienen war, immer hatte sie den Verwalter am Tisch der Schwester getroffen. Und immer war er „zufällig“ geladen gewesen, um in ihre charmanter Weise die „Meriten“ (Verdienste) des braven Mannes zu würdigen, wie Gräfin Lolette sich ausdrückte.

Daß der „brave Mann“ aber seit einiger Zeit nicht mehr zur Tafel gezogen wurde, hatte Gräfin Niette schon gestern abend gewußt. Und als sie heute morgen in ihre Voiture gehüpft war, kam ihr mit dem zierlichen Sprung auch das richtige Mot. Und das war viel wert in einer so peniblen Affäre.

Das Zimmer, in dem die Herrin des Kunkellehens gewöhnlich zu speisen pflegte, lag dem Parktor gerade gegenüber und sah über schaukelnde Zweige und flatternde Ranken noch ein gutes Stück in die Landschaft hinein und auf die Landstraße hinaus.

„Es ist so lustig da drinnen,“ pflegten Ihre Gnaden zu sagen, obwohl sie noch nie gesagt hatten, was sie eigentlich gerade an diesem Zimmer so lustig fanden, um sich und die servierenden Diener tagtäglich so weit zu inkommodieren. Denn der eigentliche Speiseaal lag in einem anderen Teil des Hauses und war sowohl der Küche als den Salons näher. Der Verwalter freilich wußte genau, warum gerade dieses Zimmer so „lustig“ war.

Der Trakt des Schlosses, in dem sich das „lustige Zimmer“ befand, stammte noch aus der Zeit Josefs I., und Dede, Fries und Pancele wiederholten die vornehmen Barockmotive der Paläste, die Fischer von Erlach damals den Großen Wiens baute. Die zahlreichen Nippes aber, die auf Schränken und Konsolen aufgestellt waren, erzählten von den sonnigen Tagen des Rokoko und lebten wekt von Frankreich noch immer die blumigen Stunden der Schäferpiele des „Petit Trianon“. Zwei Bilder von Watteau hauchten Farbe und Sinnlichkeit über die goldgepreßten Tapeten.

Als Gräfin Niette in die lustige Stube trat, ließ sie erst einen befremdeten Blick über das einsame Gedeck der Schwester gehen. Dem Blick folgte ein wie erlöstes Aufatmen, dabei legte sie die Linke unwillkürlich an das große Stiftskreuz. Und während die veilsenfarbigen Augen einen Blick andächtigen Dankes zum Himmel sandten, hauchte sie leise: „Enfin seule“ (Endlich allein).

Die dunklen Brauen Lolettes schoben sich trotzig zusammen. „Weil es mir heut' eben so gepaßt hat,“ erwiderte sie eigenwillig. Sie kannte die giftigen Stiche des schwesterlichen Reides und hielt dafür jeberzeit denselben Sieb parat: die selbstsichere Genugtuung ihrer Unabhängigkeit.

„Das begrüß' ich ja eben,“ lächelte Niette fein, „daß Dir das Passende wieder einmal paßt!“

„Willst Du am Ende die Chaperonne (Nonnenkutte) machen?“ fragte Lolette gereizt. Sie wollte noch etwas hinzufügen, weil aber in diesem Augenblick der Diener eintrat, kam es nur zu einem Wetterleuchten des Hohns, das stolz und drohend über das herrliche Gesicht fuhr.

„Leg' er ein zweites Gedeck auf, Freiner,“ befahl sie. Freiner verschwand.

„Da bin ich wohl auch ungelegen gekommen,“ begann Niette, wieder einlenkend. Sie hatte ihre langen Handschuhe abgestreift und zapfte nun mit den runden Fingerchen ihr Retikul (Sandtasche) auf, um den Fächer herborzuholen. Sielt sie den schwarzen Fächer in Händen, war die „Oberst-hofmeisterin“ fertig, wie man auf dem Gradschin behauptete. Und Rede und Gegenrede kamen so soigniert heraus, daß auch die allzu temperamentvolle Lolette gar bald die Segel strich.

„Das wollt' ich durchaus nicht andeuten,“ verteidigte sich die Schwester. „Aber schließlich . . . ich bin die Ältere!“

„Ach, Liebste, wenn es immer die Jahre wären!“  
 feuerte die Stiftsdame auf. „Und ich darf es Dir sagen!  
 Ich hab' in der letzten Zeit so herzlich gebetet für Dich!“

Die dunklen Brauen schoben sich wieder zusammen.  
 „Glaub' nur ja nicht, daß Du mir den Unterweg weg-  
 gebetet hast. Er frohisiert (tränkt) mich seit einiger Zeit.  
 Das ist alles.“

„Immerhin hat auch die Gnade . . .“

Die junge Schloßherrin sprang mit einem Satz empor.  
 „Gnade — Gnade! Es wird Frühling, und ich habe meine  
 Vapeurs (Blähungen)!“

„Bestreit' ich das? Aber daß Deine Laune diesmal den  
 Nichtigten wegelekt, das ist's! Und Gottes Wege sind nun  
 einmal wunderbar!“

„Das zu glauben, hast Du mehr Grund als ich.“

Die veilschenblauen Augen strahlten einen geradezu  
 seraphischen Glanz aus. Die Stimme nahm etwas von der  
 Naivität des kindlichen Timbres (Klangfarbe) an. „Ich —?  
 Wieso?“

Da kam das zweite Gedeck.

Eine Weile war nichts hörbar als das leise Klirren,  
 mit dem die etwas nervös auf- und abgeführten Suppen-  
 löffel gegen das Meißener Porzellan tippeten. Plötzlich schob  
 Solette ihren Teller zurück. „Freiner!“

„Euer Gnaden befehlen?“

„Sag' er der Wirtschafterin, daß die Supp'n heut'  
 besser sein könnt'.“

Ueber das Gesicht des alten Dieners glitt ein schaden-  
 frohes Lächeln. „Die Hasenhündlin“ war noch keine Woche  
 fort, und schon spürte man es an allen Ecken und Enden.  
 Von der Befindestube bis in die herrschaftliche Kammer. Aber  
 es war nicht seine Sache, das erste Wort zu sprechen. Ob-  
 wohl er sehr gut wußte, wieviel täglich „daneberging“, seit  
 die junge Beschließerin im Hause war. Der Herr Verwalter  
 hatte diesen „Ausbund“ ins Schloß gebracht, nachdem er sie  
 angeblich eigens aus Wien verschrieben. Aus einem Briefe,  
 den die Neue aber zufällig liegen gelassen, hatte die Kammer-  
 jungfer Solettes erfahren, daß die Beschließerin eine Kusine  
 des Verwalters sei. „Und wer weiß was noch,“ munkelte  
 man in der Bediententube.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Meisterin.

4)

Das aber kümmerte die Zuhörer des Glüd-Karl nicht, wo der  
 seine Wiße und Verzähfel her hatte, wenn sie nur recht lustig  
 waren. Daß sie wenigstens lustig klangen und durch die Art des  
 Vortrages die Lachmuskeln in Bewegung gesetzt wurden, dafür  
 sorgte der Schuster schon. Keiner verstand es so gut wie er, aus  
 kleinen Geschichten an Wirkung herauszuholen, was nur irgend  
 möglich war, die Neugier zu wecken und zu steigern und die  
 Pointen zwischen die Lachbereiten so unerwartet plähen zu lassen,  
 daß die Lachsalven wie auf Kommando losdonnerten.

Schon die äußere Erscheinung des Glüd-Schusters machte  
 einen drolligen Eindruck: auf dem auffallend kleinen, aber ge-  
 drungenen Körper saß ein mächtiger Kopf mit überhoher Stirn  
 und einem kräftigen, aber struppig-zerzausten Vollbart, und wenn  
 er auf einer Wirtshausbank hinter einem der breiten Kretscham-  
 tische hochte, auf beiden Seiten eingeteilt von lachenden und kre-  
 schenden Zuhörern, dann sah es aus, als wenn unter die Bauern  
 ein Niese geraten wäre, der, um seine Größe auf menschliches  
 Maß zurückzuschrauben, sein Untergerüst zu Hause gelassen hat.  
 Man brauchte auch nur das Gesicht zu sehen, das über die  
 schmutzig-klebrige Tischplatte schaute, da konnte einem schon heiter  
 werden ums Herz: jede Runzel, jedes Fältlein lachte mit, wenn  
 der Drollige erzählte, um die Nasenflügel flühten, in den Lid-  
 winkeln spielten, aus den listig blidenden Neuglein scherten  
 tausend kleine Schalkgeistern, und in den buschigen Brauen, die  
 gar so drohend aussehend wolkten, spielten die lustigen Versted.

So sah Glüd-Karl, der Schuster, in allen Wirtshäusern, bald  
 in diesem und bald in jenem: war er gestern im Gerichtskretscham  
 oder bei Traugott Klinkmüller gewesen, so ging er heute vielleicht  
 in das Gasthaus zum „Hohlen Stein“, das dicht oberhalb der  
 Kirche liegt, morgen hochte er in Rätzchen, andere Abende in  
 Sadrau, Taschenberg oder Manlau. Die Wirte schmunzelten, wenn  
 er kam, und steckten ein neues Fältlein an; denn wenn es hieß:  
 „Der Glüd-Schuster ist da, oben im Kretscham ist er!“ da kamen  
 der Gäste mehr als an anderen Abenden, und sie ließen auch mehr  
 draufgehen: Lachen macht durstig und trinklustig.

Und immer war jetzt mit dem lustigen Schuster Joseph Halp-  
 aus, der Rother-Tischlern ihr neuer Geselle. Der Kleine, der sich  
 sonst nicht mit jedem abgab, ließ sich die Freundschaft gefallen,  
 bevorzugte den Joseph sogar vor anderen, die sich an ihn heran-  
 drängten; vertrauter aber wurde er nicht, und nie entschlüpfte

ihm ein Wort über die Meisterin und ihr Geheimnis. Doch ließ  
 er sich gerne von ihr erzählen und von dem, was in ihrem Hause  
 vorging. Er ermunterte den Joseph oft dazu, gab aber nie ein  
 Wort und eine Meinung darein. Der Geselle wunderte sich im  
 stillen über diese Neugier des Freundes, sagte aber nichts dazu,  
 wartete lieber seine Zeit ab und gab bereitwillig Kunde von dem,  
 was er im Hause seiner Brotgeberin sah und erlaubte.

Da war freilich nicht viel zu erzählen. Gleichförmig spielte sich  
 das Leben hier ab einen Tag wie den anderen, und bestand einzig  
 nur aus Arbeit, Essen, Schlaf und Arbeit. Ohne Erwartungen  
 und ohne Freuden floß es dahin in nüchternen Stille, und auch  
 die Andachten am Morgen und am Abend brachten den Seelen  
 keine Erhebungen.

Die Meisterin hielt streng auf diese frommen Übungen,  
 weniger, weil sie ihr Bedürfnis waren, sie nahm innerlich oft kaum  
 Anteil daran, vielmehr weil sie meinte, der fromme Glaube ver-  
 möchte den Paul besser und länger in Abhängigkeit von ihr zu er-  
 halten. Dem aber waren die Andachten tägliche Gewohnheit ge-  
 worden, die er hinnahm wie Essen und Schlaf auch, ohne sich davon  
 bewegen zu lassen und ohne viel dabei zu denken, wie ja das  
 Denken überhaupt nicht seine Sache war, mehr das unbekümmerte  
 Hinnehmen und das willige Unterordnen.

Je länger, je mehr mißfiel es der Meisterin, daß der Joseph  
 diese Abendandachten versäumte. Sie besaß, da die Frömmigkeit  
 ihr keine innere Notwendigkeit war, keinen Befehrungsseifer, aber  
 die Vorlesungen aus „Schachtslein“ und Gesangbuch gehörten nun  
 einmal zur Hausordnung. Möchte er bis um zehn Uhr tun und  
 treiben was er wollte, zum Abendsegen hatte er zu Hause zu sein  
 und danach sich zu Bett zu legen.

Immer finsterner und drohender wurde das Gesicht, das sie dem  
 Gesellen zeigte. Um zehn wäre Andacht bei ihr im Haus da, er-  
 innerte sie einmal. Das Herumstrolchen müsse er sich abgewöhnen  
 jetzt, da er in einem christlichen Hause sei, murrte sie ein andermal.

Sie konnte ihm nicht recht an: höllisch in acht nehmen tat er  
 sich, der Joseph, daß er nicht angeäußelt oder gar betrunken heim  
 kam, und am Tage machte er seine Arbeit wie jeder und mehr;  
 denn er war nicht nur fleißig, was er schaffte, wurde auch sauber  
 und akkurat, und er brachte etwas vor sich, das mußte man ihm  
 lassen.

Die Meisterin wußte, einen solchen Arbeiter brauchte ihre Werk-  
 statt, nicht bloß wegen der Ausstattung für des Winkler-Bauern  
 Tochter in Rätzchen, die Ende November heiraten wollte, sondern  
 auch wegen des Paul, dem ein Vorbild und die Erfahrung eines  
 Tüchtigen not waren. Aber das Kretschamgelaufe sollte er sein  
 lassen, der Joseph, sonst waren sie geschiedene Leute.

Der Geselle hörte nicht auf das Erinnern und nicht auf das  
 Murren und tat, als gälte das böse Gesicht der Meisterin nicht  
 ihm. Er wußte selbst nicht, was ihn so sicher machte, vielleicht daß  
 er in der Werkstatt voll seine Pflicht tat und auch sonst sich nichts  
 zuschulden kommen ließ.

Am einem Wochenanfang behielt die Meisterin ihm den Lohn  
 ein. Was er brauche, habe er ja; sie werde es für ihn in der  
 Kretschamparasse eingehlen.

Verdruht ließ er es sich gefallen; aber am Sonntagmittag nach  
 dem Essen, ehe er nach Rätzchen ging, wo heute der Glüd-Schuster  
 sein wollte, bat er um eine Mark. Demütig und bescheiden tat er,  
 wie immer, wenn er sich nicht stark genug fühlte zum Troßen.

Wozu er die brauche, die Mark?

In den Kretscham wolle er halt ein bißel!

Das habe sie nun gerade schon satt, das Kneipengerenne, bes-  
 gebrie sie auf.

Einen Spaß müsse der Mensch doch auch haben, meinte der  
 Joseph schüchtern, und er arbeite doch, wie sich's gehöre. Oder  
 arbeite er nicht genug?

Von unten her schielte sein demütig gesenkter Blick lauernd  
 nach ihrem unbewegten Gesicht.

Er ist doch ein Falscher, der Joseph, dachte die Meisterin, der  
 sein Blick nicht entgangen war; aber bestätigen mußte sie: Zufrieden  
 sei sie ja mit ihm sonst!

Selbst gesagt hätte sie, erinnerte er: Wenn er ohne Korn nicht  
 auskäme, müsse er ihn draußen trinken! Nicht so schwer machen  
 solle die Meisterin ihm doch das ordentliche Leben!

Da gab sie ihm, ohne noch ein Wort zu sagen, die Mark, und  
 er hütete sich, in derselben Woche noch einmal nach Geld zu  
 kommen. Am Sonnabend aber schob sie ihm ungebeten eine Mark  
 wieder hin.

So ging es eine Weile gut.

Gen sah freilich die Rother-Tischlern das Herumhoden ihres  
 Gesellen in den Wirtshäusern nimmer, und sie konnte ihm nicht  
 vergeben, daß sie es dulden mußte, weil er sie mit ihren eigenen  
 Worten geschlagen hatte.

„Ein Tüchtiger ist er,“ dachte sie oft, „und er muß mir aus  
 dem Hause. Falsche Augen hat er und ein falsches Getue!“

Da hinterbrachte ihr einer, der wegen einer Bestellung kam:  
 das sei ja gar eine dicke Freundschaft zwischen den beiden, ihrem  
 Gesellen und dem Glüd-Schuster!

Das schlug ihr in die Galle.

Am Abend, als der Paul noch in der Werkstatt zu tun hatte  
 und sie mit dem Joseph allein am Tisch in der Wohnstube saß,  
 fragte sie:

„Ist's wahr, das, mit dem Schuster?“

„Was?“ wunderte der sich ganz verduhlt.  
 „Daß Ihr es mit dem Spähelmacher hallet, mit dem Schuster?“  
 „Erstaut ich der Joseph ihr in das von der Lampe nur halb  
 erleuchtete Gesicht, in dem die Augen wie zwei kalt glühende  
 Steine standen.“  
 „Ja, ja, halt,“ gestand er, „wir haben dasmal und jenesmal  
 zusammengeessen im Kreischem.“

(Fortsetzung folgt.)

## In Raabes Vaterstadt.

Nach Eschershausen, dem Zummelplatz seiner Jugend, wendet sich Wilhelm Raabe — er würde heute 80 Jahre alt gewesen sein — in dem hinterlassenen „Romanfragment „Altershausen“ zurück, das nach seinem siebzigsten Geburtstag entstanden ist, als er sich bereits „Schriftsteller a. D.“ nannte und in den literarischen Aufstand getreten zu sein behauptete. Daß der Greis wieder den Ort seiner Kindheit aufsuchte und in den Mittelpunkt einer Altersschöpfung stellte, zeigt, wie nachhaltig das Milieu Eschershausens sich einst dem Knaben eingeprägt hat. Man könnte daher sagen, daß in Raabe auch ein Stück Eschershausen lebendig geworden ist, weshalb zum Verständnis Raabescher Wesensart auch die Kenntnis seiner Vaterstadt und ihrer Umgebung gehört.

Doch wer weiß was von Eschershausen? In einem abgelegenen Winkel der braunschweigischen Weserberge liegt es begraben. Noch nicht 2000 Einwohner zählt es, und keine einzige Sehenswürdigkeit enthält es. Dennoch wird ein Ausflug nach dem Städtchen schon der herrlichen Landschaft wegen reich belohnt.

Eschershausen zieht sich lausend den Berg hinan und liegt in einem Kranze von Obst- und Gemüsegärten gar freundlich. Hohe Schornsteine im breiten Tale verraten den Einzug der Industrie, der dem alten Raabe, da er sein Eschershausen als Altershausen wieder sah, einige Beklemmung verursacht hat. Es sind Asphaltwerke. Wiesen strecken sich den Bergflank hinan, an den sich Eschershausen anlehnt. Die Höhen sind herrlich bewaldet. Auf der anderen Seite durchbrechen bizarr Felsen überall den dichten Bergwald. In der klaren Luft heben sich ihre Formen scharf ab. Es sind die Dolomiten von Eschershausen, wirkliche Dolomiten. Daher auch die festen, weißgrauen, sauberen Straßen. Etwas weiter hinter Eschershausen erhebt sich eine gewaltige Bergkuppe, schon etwas angebaut von der Ferne, der Deister, der mit Solling und Sündel das Weserbergland bildet.

Sonntäglich gepudhte Menschen wandeln aus Eschershausen zum kühlen Wald empor. An diesem Tage ohne Luftperspektive kann man genau die weißen und hellbunten Kleider der jungen Mädchen unterscheiden. Es scheinen viele Liebespärgeln darunter zu sein. Und wenn sie es noch nicht sind, ein solcher Tag muß sie dazu machen. Dieser blaue Himmel, diese goldige Sonnenflut, diese reine köstliche Luft in dieser heiteren lebensfrohen Landschaft. Es ist ein sündiges Wetter, es macht gereifte Menschen jung. Es strömt wie Liebestrank durch das Blut, es rieselt hochzeitlich durch die Sinne. Es verlöscht jede melancholische Regung, es vertreibt jede Sorge, es macht so leichten Sinn, alles wandelt sich in übermüthige Lebensfreude; die Landschaft wird Gefühl, Gefühl, wie man es nur in den schönsten Tagen der Jugend empfunden hat. Man kann sich bei diesem Wetter keine alt fühlenden Leute in diese Gegend denken.

Und doch liegt ja da unten an der ausgetrockneten Lanne, die im Frühjahr zum reißenden Bergstrom werden kann, das Altershausen Wilhelm Raabes, dieses ewig alten Dichters, der sich schon in seiner „Chronik der Sperlingsgasse“, die er in Berlin als junger Student schrieb, ganz in die Gefühle eines bejahrten Junggesellen hineinlebte; das Altershausen Wilhelm Raabes, der sich in der Enge muffiger Häuschen am wohlsten fühlte, lieber in dämmerigen Gemächen, als unter weitem, blauen Himmelsgewölbe weilt und viel besser in die uralten winkeligen Gassen Altbraunschweigs als in diese freie lachende Landschaft paßt. Kann dieses Eschershausen wirklich das Altershausen Wilhelm Raabes sein? Kann hier der zarte Lavendelduft aus alten Biedermeierkommoden zu spüren sein, der uns aus der feinen Altertümlichkeit Raabescher Romane entgegenweht?

Steigen wir hinunter nach Altershausen! Wo ist denn Ludchen, der Idiot, der Schulkamerad Raabes, der ihn beim Lehrer anzeigte, als er — Raabe — eine Laus hatte? Ludchen soll sich nach Raabes „Altershausen“ wie ein kleiner Schulkunze benehmen, der Kinder-spott Altershausens sein und sich mit den jugendlichen Kofferträgern um die Gunst der Reisenden halgen. — Es gibt in Eschershausen weder Fremdenführer noch Kofferträger. Man begegnet den Geschäftsreisenden wie den Touristen mit souveräner Verachtung. Es könnte ja einmal anders gewesen sein. Ein alter Eschershäuser jedoch, der mir als sehr vertrauenswürdigem Mann empfohlen war, belehrte mich eines anderen. Raabes Altershäuser Schulkamerad Ludchen hat nie existiert. Wir fragen andere alte Eschershäuser aus: Die ältesten Leute vermögen sich an keinen Idioten zu erinnern, der zu Raabes Ludchen Modell gesehen haben könnte. Der Alte hat also geflunkert, was das gute Recht des Dichters ist. Der greise Schalk würde noch jetzt in seiner warmen Ecke in Herbst Weinstuben in Braunschweig, wo er hinter seinem Burgunder-Punsch saß, dem eine Flasche Vorbezug als Reserve zur Seite stand, gar vergnüglich geschmunzelt haben, wenn er gehört hätte, daß ein Braunschweiger Literat extra nach Eschershausen gefahren sei, um das Altershäuser Ludchen aufzu-

suchen. Glaube deshalb niemand einem Dichter! Sie sind Mägnen von Jugend auf; und im Alter erst recht.

Wir sind jetzt mitten in der Kleinstadt Eschershausen, ich und mein alter Begleiter. Dem Mann ist es unbegreiflich, wie ich mich für sein Heimatstädtchen interessieren kann. Es ist mehr Dorf als Städtchen. Keine Mauern und keine engen Gassen. Aber alttümlich ist es doch. Die zahlreichen Bauernhöfe haben hohe rundbogige Scheunentüren, wie man sie sonst in Niedersachsen nicht trifft. Sie sehen eher thüringisch oder bairisch als niedersächsisch aus. Den Jahreszahlen auf den Querbalken nach stammen sie aus dem achtzehnten Jahrhundert. Gegen die alten Bauten der Stadt Braunschweig sind es Widelkinder.

Doch das Raabesche Element — wo ist es? Wir finden es in der gewundenen Hauptstraße. Kleine gepflasterte Hügel, aus deren primitivem Dolomitpflaster das frische Gras sproßt, führen zu den Wohnhäusern hinan. Die niedrigen und ziemlich ärmlichen Häuser sind, statt mit Ziegeln oder Schiefer, mit roten Sandsteinplatten gedeckt. Auch die Front ist mit rhombisch geformten Steinplatten geschuppt. Die Sandsteine stammen aus den nahen Brücken bei Stadoldendorf, in dem Raabe so manchen seiner Romane spielen läßt.

Auf den grasbewachsenen Hügeln vor den Häusern führen hohe Sandsteintreppen zu den Haustüren. Die Treppen sind imposanter, als die niedrigen Häuser. Oben auf den Treppenterrassen stehen grün gestrichene Bänke, vielfach mit Blumenranken umwunden, an die idyllische Bank der Nachbarskinder in Andersens Schneekönigin erinnernd. Das weiß getünchte, mit alterschwarzen Wällen durchzogene Pfarrhaus, an dem sich ein gewaltiger wilder Nebenstod, in drei Stämme geteilt, diabolisch emporragt, könnte ganz gut Raabesche Gestalten bergen. Der Pfarrherr scheint jedoch nichts weniger als raabisch veranlagt zu sein; denn er hat sich von der Gemeinde ein neues, geräumiges, aber prosaisch häßliches Haus mit 20 großen Zimmern bauen lassen, das der Fertigstellung entgegengeht. Des Menschensohn hatte nicht, wohin er sein Haupt legte. Der Braunschweiger Diener Gottes hat es durchgängig besser: er sitzt in fetten Pfünden, wie die Bischöfe der englischen Staatskirche.

Nicht kleinstädtisch und raabisch gedrückt sehen die Kaufläden Eschershausens aus. Da stehen zum Beispiel vor der mächtigen Steintreppe mit grünen Bänken wie Türhüter zwei alte Kastanienbäume. Ganz allerliebste und stimmungsvoll! Aber die Ausstattung des Erkers! Leere Raggilassen, Korpstropfen, Leimblätter, Petroleumlampen, Zuderhüte und staubschwarze Kaffeetassen. Alles so wüt und wirz durcheinandergestellt, daß man kein überempfindlicher Nefheit zu sein braucht, um das Gruseln zu bekommen. Auch hinter diesem Erker könnten Raabesche Gestalten hausen. Ganz an den Hungerpaster erinnert wurde ich durch mein Zimmer im Gasthause. Auch dieses Zimmer wäre eine Augenweide für einen zynischen Philosophen gewesen. Nur Tisch, Bett und Stuhl hinter einer Glasüre mit den weiß gestrichenen Holzgitterchen, die für die früheste Biedermeierzeit so charakteristisch sind.

Raabes Geburtshaus, das zwar kein grasbewachsenes Vorhügelchen, aber doch die hohe Steintreppe hat, ist, wie die meisten Häuser Eschershausens, von oben bis unten mit roten Sandsteinplatten gepanzert. Es hat nur ein Stodwerk über dem Erdgeschloß und recht kleine Fenster, aber es gehört dennoch zu den ansehnlichsten Häusern Eschershausens und macht den vielen armen anderen Bauwerken gegenüber fast einen patrizischen Eindruck. Ein weiter, kühler Estrich; das niedrige, jedoch tiefe Wohnzimmer auf der einen, die schreckliche gute Stube mit den vielen gehäkelten Schonbedächen auf der anderen Seite.

Gut raabisch ist die Bedenktafel, die erst im Jahre 1901 angebracht wurde. Daß sich Raabe in „Altershausen“ nicht selbst darüber lustig gemacht hat! Von Marmor ist sie sicher nicht und ihr Umfang nicht größer, als das Schild eines praktischen Arztes, Wundarztes und Geburtshelfers. Ich habe sie im Verdachte, vom Blechschmied des Ortes geliefert und mit Oelfarbe überstrichen worden zu sein. Die Inschrift: „Hier wurde Wilhelm Raabe am 8. September 1831 geboren“, ist wohl mit Bronzeinktur darauf gemalt. Ein Schuljunge konnte sie an einem freien Nachmittage gefertigt haben. Das würde ganz hübsch in einen Raabeschen Roman passen.

Gar nicht zu Raabe paßt jedoch der geschmacklose neue Springbrunnen, den man auf dem Hauptplatze Eschershausens (er würde wohl Raabeplatz heißen, wenn's eine Straßenbezeichnung gäbe) zusammengementiert hat. Natürlich springt dieser Vegasbrunnen nicht. Das Becken war völlig ausgetrocknet. Dafür sah das Gras zwischen dem Pflaster recht saftig aus.

Eigentümlich mutet die Kirche an. Ein plumper Steinkloß, mit einem ebenso plumpen, niedrigen, vierkantigen Turm, den ich von weitem für ein mokratenes Gartenhäuschen hielt. Aber sie paßt nicht übel unter Raabesche Gestalten.

Zu einer stimmungsvollen Kleinstadt gehören die Obst- und Gemüsegärten vor den Lören. Grüne Heden aus Hainbuchen. Dahinter schnurgerade Sandwege und breite Rabatten, mit Buchsbaumstreifen eingefast. Lange Reifen von Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern an weiß gestrichenen Stüben. Dazwischen bunter Blumenflor. Auf den Rabatten selbst die Erbsen und Bohnen, die Rüben und Kohl, die Salatköpfe und Kräuterstauden, alle, wohl sortiert und sauberlich voneinander getrennt, in musterhafter Paradeordnung. In der Mitte zwischen den Beeten eine

Luxuslaube oder ein niedliches Gartenhäuschen. So sehen die Gemüsegärten der oberheftischen Kleinstädte aus, oder so sahen sie aus, als ich noch ein Schuljunge war. Nehulich dachte ich mir auch die Gärten Eschershausens. Leider sind sie anders, das einzige Moderne in Altershausen; sie könnten vor den Toren Berlins liegen, so still, heben-, buxbaum-, stachelbeerstrauch- und laubelos sind sie; von Gärtnern benutzt, nur dem Erwerb dienend, nur größte Stapelartikel, wie Weißkohl und Stedrüben, bergend. Die Niedersachsen lieben eben das Grünfutter nicht. Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Speck, alle Speisen fettglänzend, wie Glanzlederstiefel, das Sauerkraut selbst gallertartig wie Gelee — das ist ihr Schwarm; doch Kopfsalat, Endivien, Feldsalat — brzl! Sie sind doch keine Grasfresser.

Aus den Gemüsegärten ist also keine Raabesche Stimmung zu holen. Vielleicht aus den Obstgärten, die sich den Berg hinaufziehen und das Städtchen an der Waldseite begrenzen? Ich kenne wunderbar traumliche Kleinstädtische Obstgärten, die unaufgefordert von selbst Märchen erzählen und altmodische Kleinstadtnovellen pflauschen. So steht mir gerade der Obstgarten aus, der dicht hinter Eschershausen auf einer Mauer ruht, zu der eine schmale, gefährliche Erdtreppe führt. In der Mauer eine geheimnisvolle Kellertür! Sie erinnert mich an den Keller im Gartenhäuschen meines Großvaters, aus dem er eine kühle Flasche Rheinweins zu holen pflegte, wenn ihn Bekannte dort aufsuchten. Eine hohe breite Hecke umschließt den Eschershäuser Obstgarten. Wahrhaftig, hinter dieser Hecke, auf der von der Mauer gebildeten Terasse, unter den schattigen Obstbäumen müßte es sich an feinerem Gartentische, auf weidengeflochtenen Lehnstühlen in bernsteingelbem Riersteiner köstlich kneipen lassen, natürlich aus großen Römern wie in „Hermann und Dorothea“ beim waderen Apollhefer. Das wäre auch eine Raabesche Situation!

Ich stieg die schmale Erdtreppe hinauf — und aller Zauber ist verslogen. Kein Apfel und keine Birne sind — Mitte August — an der vernachlässigten und verkümmerten Obstbäumen sichtbar. Und erst der übrige Garten! Ein häßliches, schmutziges Loch, voll von Brennesseln, zertreten das Gras und verrottet, die Wege mit Steinen bedeckt und noch anderen Dingen, die man nicht in die Hand, noch weniger in den Mund nimmt. Nein, da möchte ich keinen Riersteiner aus großen Römern kneipen; da könnte man höchstens einen Schluck aus der Flasche tun, um den üblen Geruch hinunterzuspülen. Und der Keller in der Mauer, der mich wie meines Großvaters guter Weinkeller anheimelte! Ach, es ist ein Petroleumkeller. Ich hätte es ihm eigentlich gleich anriechen können. Da stehen ja auch einige alte Delfässer mit losgelösten Reifen. Küchenabfälle, leere Koniferenbüchsen, altes Schuhwerk und zerschlagene Kochtöpfe bilden ihren Inhalt. So löste sich die Idylle am Obstgarten auf.

Mein Bild von Eschershausen wäre unvollkommen, wenn ich nicht einige Bemerkungen über Verfassung und Verwaltung, also etwas staatsrechtliches Material beifüge. Eschershausen wird überaus praktisch, man kann sagen „vormärzlich“, verwaltet. Kirche, Schule und Polizei befinden sich in einer Hand. Der Ortspolizist, der übrigens außerordentlich martialisch aussieht, ist nämlich gleichzeitig Schul- und Kirchendiener. Das könnte ihn allerdings auch in große innere Konflikte bringen, so zum Beispiel, wenn der Eschershäuser Pastor eine liberale Predigt hielt und das Auge des Gesetzes dadurch zwänge, die Kirche demonstribativ zu verlassen — während doch der Kirchendiener mit dem Klingelbeutel herumgehen müßte . . .

Am anderen Morgen, als ich in aller Herrgottsfrühe das abgelegene Altershausen wieder verließ, war die herrliche Gegend von gestern mit einem ganz zarten Dunstschleier überhaucht. Auch das Lieb sie reizvoll erscheinen und setzte an die Stelle des stehhaft Strahlenden das einschmeichelnd Innige. Heideröslein und den wilden Knaben sah ich freilich nicht, dafür aber eine stattliche Wauernmagd, die in bloßen und nichts weniger als sauberen Füßen unten im Tale einen Kuhstall mistete.

Richard Wagner.

## Kleines feuilleton.

### Meteorologisches.

Daß Klimaschwankungen seit der Eiszeit stattgefunden haben, daß es seitdem wärmere und kältere Perioden als die Gegenwart gegeben hat, dürfte nun sichergestellt sein; jedoch sind die Beweise, die man dafür vorgebracht hat, nicht alle als stichhaltig anzuerkennen. So glaubte man von geologischer Seite aus die Ueberreste einer wärmeliebenden Tier- und Pflanzenwelt in dem weitverbreiteten sogenannten Lebestorf nur durch Annahme eines wärmeren Klimas erklären zu können. Wie nun in der „Internationalen Revue für Hydrobiologie“ nachgewiesen wird, braucht diese Erklärung jedoch durchaus nicht herangezogen zu werden, vielmehr liegt eine andere, durch Beobachtung und Experiment unterkühlt, viel näher. Alle unsere Seen — und der Torf ist ja in einem verlandenden See entstanden — machen im Laufe der Zeit eine ununterbrochene Entwicklung durch, während der sie allmählich ausgefüllt werden; der Wasserstand wird immer tiefer, insfolgedessen sind auch die Lebensbedingungen für die darin vorhandenen Organismen in

den verschiedenen Entwicklungsstadien verschieden. Die Folge davon ist, daß die Pflanzen- und Tiergesellschaften sich ebenfalls verändern, und diese Veränderungen lassen sich bereits in einem einzigen Lebensalter in Mitteleuropa ganz deutlich verfolgen. Vor allem ändert sich das Plankton, jene Miniaturwelt von meist mikroskopisch kleinen Lebewesen, die die Hauptnahrung der größeren Tiere darstellen und so indirekt deren Leben bedingen. In der Jugendperiode eines Sees herrschen die Diatomeen und kleinen Krebschen vor. Später, wenn die Tiefe des Sees sich bis auf 10 bis 15 Meter verringert hat, überwiegen die sogenannten Phytophycoen, bekannt dadurch, daß sie das Phänomen der Wasserblüte verursachen. In diesem Stadium enthält der See ganz ungeheure Mengen dunkler, schwebender Partikelchen, die die durch die Sonnenbestrahlung zugeführten Wärmemengen in so erheblichem Maße zurückhalten, daß die Temperatur des Wassers im Vergleich zu den früheren und späteren Perioden ganz erheblich steigt. Insfolgedessen entsteht hier ein Zufluchtsort für wärmeliebende Typen der Tier- und Pflanzenwelt. Die Ablagerungen am Boden eines verlandenden Sees aus dieser Zeit sind nun mit dem fossilen Lebestorf identisch. Und jeder See wird auch im Laufe seiner Entwicklung ein Stadium der Lebestorftentwicklung durchlaufen. Da nun die Seen infolge ihrer verschiedenen Größe und Tiefe mit ganz verschiedener Schnelligkeit zuwachsen, werden auch die Lebestorflager in den verschiedenen Seen zu ganz verschiedenen Zeiten ausgebildet werden; für geologische Zeitbestimmungen im feiteren Sinne als Beweise für Perioden relativ hoher Lufttemperatur sind sie also nicht mehr zu gebrauchen, da die Temperatursteigerung, die die Fossilien angeben, mit einer eventuellen Steigerung der Lufttemperatur nichts zu tun hat, sondern ganz lokal von dem See und in ihm produziert wird.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

Trinkwasserbehandlung mit ultravioletten Strahlen. Die keimtötende Wirkung der ultravioletten (chemischen) Strahlen ist zwar schon seit langem bekannt, die Versuche jedoch, sie praktisch zur Wassersterilisation zu verwenden, sind erst jüngeren Datums. Und zwar ging zuerst Frankreich mit den systematischen und ausführlichen Untersuchungen über diesen Gegenstand (Gourmont und Nogier, 1909) vor; jetzt nimmt auch die deutsche Wissenschaft und Technik das Wort in dieser Angelegenheit. Fast gleichzeitig erschienen in zwei deutschen Fachzeitschriften zwei Artikel über diese hygienisch ungemein wichtige Frage. Der eine von L. Schwarz und Numann in der „Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten“ behandelt mehr die theoretische, der andere von Grimm und Welsert in den „Mitteilungen aus der königlichen Prüfungsanstalt für Wasserbereitung und Abwässerbeseitigung“ mehr die technische Seite des Problems.

Die beiden ersten Forscher suchten in ihren Versuchen die keimtötende Wirkung der ultravioletten Strahlen unter verschiedenen Bedingungen zahlenmäßig festzustellen. Ohne auf die Einzelheiten der Versuche einzugehen, wollen wir ihre Ergebnisse im wesentlichen mitteilen. Schon durch kurz dauernde Behandlung mit ultraviolettem Licht wurde die Keimzahl selbst sehr keimhaltiger Wässer erheblich herabgesetzt. So genügte z. B. eine 3 Sekunden währende Lichtbehandlung, um die Zahl der Bakterien in einem Kubizentimeter fließenden Wassers von einigen Zehntausenden und sogar Hunderttausenden auf eine ganz minimale (2 bis 69) herabzusetzen. Bei geringeren Keimzahlen (2000 bis 3000 im Kubizentimeter), wie sie wohl in der Praxis meistens vorkommen dürften, konnte durch dieselbe Behandlung in der Mehrzahl der Versuchsfälle keimfreies Wasser erzielt werden. Mit diesen Feststellungen stimmen auch die Ergebnisse überein, welche Grimm und Welsert bei ihren Versuchen in der königlichen Prüfungsanstalt erhalten haben. Ein Punkt aus den Arbeiten dieser beiden Forscher verdient jedoch besondere Erwähnung. Es stellte sich nämlich heraus, daß Trübungen des Wassers selbst starken Graben sogar praktisch undurchführbar machten. Dieselbe Wirkung übte auch die gelbliche Färbung des Wassers, wie sie Moorwasser darbieten, aus. Eine erfolgversprechende Behandlung mit ultraviolettem Licht kann also nur bei einem ganz klaren Wasser unternommen werden.

Von der technischen Seite der Frage verdient die im zweiten Artikel durchgeführte Kostenberechnung besonderes Interesse. Gestützt auf die Praxis der bestehenden Wasserreinigungsanlagen wird hier festgestellt, daß, während die Gesamtkosten pro 1000 Kubikmeter gereinigten Wassers bei langsamen Sandfiltern 9,53 M., bei Schnellfiltern 10,58 M. und bei Ozonanlagen 15,08 M. betragen, erreichen sie bei der versuchsweise errichteten Ultraviolettenanlage eine enorme Höhe von 320 M., wenn man auf vollständige Abtötung der Bakterien abzielt. Wernügt man sich jedoch mit praktisch gleichwertigem Erfolg von 99 bis 99,9 Proz. der vorhandenen Keime, so lassen sich die Kosten auf 110 bis 160 M. reduzieren. Immerhin aber bleibt auch in diesem Falle die Sterilisation von Wasser mittels ultravioletter Strahlen sieben- bis zehnmal so teuer wie das teuerste von den bisher üblichen Ozonverfahren. Die Technik hat hier noch ein gut Stück Arbeit zu verrichten, bis diese theoretisch vollkommenste Trinkwasserbehandlung auch praktisch verwertbar wird.